

Uwe Johnson

Skizze eines  
Verunglückten

Bibliothek Suhrkamp

SV

Band 785 der Bibliothek Suhrkamp

Zu Max Frischs siebzigstem Geburtstag schrieb Johnson dieses Prosastück, Geschenk an den »Biographen« Frisch, den Darsteller der Unvereinbarkeit von Identität und offiziellem Bild oder Rollenspiel eines Menschen. Johnsons Lebensabriß eines »Verunglückten« dokumentiert eine Unvereinbarkeit besonderer Art: Was dieser Mann gutgläubig für Prämissen und Essenz seiner zivilen Existenz zusammensetzte und als Lebenslage schon gelungen glaubte, wird ihm unverhofft aufgedeckt als beständige Irreführung. Jede Einzelheit seiner Vergangenheit bedarf daraufhin einer Umdeutung, einer gnadenlosen Korrektur. Die Aufgabe dieses verschwiegenen, sparsamen Textes ist sowohl eine Biographie als auch deren Berichtigung.

Uwe Johnson  
Skizze eines Verunglückten

Suhrkamp Verlag

Dieser Text erschien erstmals in:  
*Begegnungen. Eine Festschrift für Max Frisch*  
*zum siebzigsten Geburtstag.*  
Suhrkamp Verlag 1981

Erste Auflage 2016  
Suhrkamp Verlag Berlin  
© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1981  
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,  
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung  
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.  
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)  
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages  
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme  
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.  
Umschlag: Willy Fleckhaus  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-518-24041-0

## Skizze eines Verunglückten



*In den hunderter Straßen geht ein alter Mann abends in sein Restaurant. Es war mal seines. Jetzt ist es von Puertorikanern geführt; er hat sich von der Räumlichkeit nicht trennen können, reinlich und gut beleuchtet wie sie ist. Die Neuen haben von ihm gelernt, daß er abends immer nur Kaffee und Toast bestellt, aber sie antworten nicht richtig. Überhaupt ist es nicht richtig. Er hat seinen Stammplatz!, mit dem Rücken zum Straßenfenster. Sie wissen es; sie halten ihm den Platz nicht frei. Allabendlich kommt er um sieben; sie müßten es wissen. (Für mehr als Toast und Kaffee reicht das Geld nicht.) Die anderen, die Iren, hatten ihm helfen wollen, immer so lehrhaft seine Bestellung nachgesprochen, damit er sie besser sagt, nicht mit so dickem deutschen Akzent. Wenn man wenig sagen kann den ganzen Tag über, sieht man am Abend krank aus. Mit sich selbst sprechen, damit fängt es an. Manchmal merkt er schon, daß er die Lippen bewegt. Unterhält sich mit Toten. Deutsche dürfen die Toten allerdings nicht sein. – Ssänk ju: sagt er schüchtern. 1941, bei der Zeremonie der Einbürgerung, haben die ameri-*



*kanischen Beamten ihn davor gewarnt, die deutsche Staatsbürgerschaft abzulegen. Es könne sein, daß er Heimweh bekomme nach dem Ende des Krieges. Heimweh.* (1971)

Herr Dr. J. Hinterhand (1906-1975) gestattete seit Juni 1975 die folgenden Berichtigungen, Ausführungen, Auskünfte und Nachträge.

I

Nach seiner Entlassung aus dem Staatsgefängnis bei Ossining am Hudson, 1957, habe er in New York City als einen Wohnsitz sich fügen müssen, als ihm verbliebene Freunde, bei einem nahezu erzwungenen Besuch in ihrer Wohnung am Riverside Drive, ihn wie beiläufig für die Nacht unterbrachten in einem Gäste-Appartement, an dessen Wänden er gerettete Stücke aus seinem Besitz so aufgestellt fand, daß er einen Vorschlag erkennen mußte, einstweilen hier zu überleben. Was sie aus seiner Bücherei aufgestöbert hatten, es überzeugte ihn schon nach der Auswahl vom Gedächtnis ihrer Freundschaft; die Ausstattung des Raums mit eigenem Küchen-

gelaß und Badezimmer versicherte ihn einer Geselligkeit nach jeweils seinen Wünschen; indem sie ihm einen Blick stifteten aus einem vierzehnten Stockwerk über den Riverside Park hinweg auf Hudson und Brücke und Steilufer gegenüber, hatten sie seine Bedürfnisse von ehemals so freiwillig erinnert, daß er ihnen das Recht zugestehen mußte an der Freude, die sie ihm und einander mit solchem Geschenk und Schutz zu bereiten gedachten. Leider sei er schon damals, wie im Grunde seit 1947, ungeschickt gewesen, ihre Teilnahme an seiner Person zu vergelten mit Unbefangenheit im täglichen Umgang, auch weil ihnen seine Tat, oder vielmehr deren Vorgeschichte, als die Mitte seines Bewußtseins gegenwärtig war, all dieselbe Zeit aber tabu selbst für eine unschuldige Anspielung, zumal gegenüber einem Ehepaar, mit damals halbwüchsigen Kindern. Übrig bleibe die Freundeshilfe. Die Unbeholfenheit im Restaurant, eingangs zitiert, obwohl er sie bestätige, verdanke sich einer

anderen . . . Konstellation? Konstitution? Sei es drum, da er auf solche Ausgänge nunmehr verzichtet habe. Als in den sechziger Jahren wie viele Häuser am Riverside Drive auch dieses umgewandelt wurde in ein Condominium . . . in einen gemeinschaftlichen Besitz der Mieter, habe es ihm immer noch gemangelt an Verlangen nach einem ausgesuchten Platz in der Welt, so daß er zurückgelegten Verdienst aus seinem veränderten Berufe darauf verwandte, den ihm geliehenen Teil der Wohnung zu erwerben als ein Eigentum, lediglich der Gewohnheit folgend, aus Verlegenheit. Sein Aufenthalt »in den hunderter Straßen« zwischen Broadway und Riverside Park habe, insbesondere nach der Übersiedlung der Freunde in einen anderen Bundesstaat, vollends sich erwiesen als ein befestigter Zufall.

Was Judentum oder Jüdisches angehe, so verübe jene erste Skizze an ihm wohl eher einen Augenschein nach Hörensagen. Zuvörderst liege ihm an der Versicherung, er sei für seine Person aus einer solchen oder auch deutsch gearteten Frage bereits als Jugendlicher ausgestiegen, in religiöser und behördlicher Hinsicht obendrein, mit dem bestätigten Erfolge, »daß man dies sehr wohl könne«.

Allerdings sei er vielleicht ein wenig jüdisch. Was denn anderes konnten die Pflegerinnen des Waisenhauses in Gneez befinden über ein männliches Kind, dem geschätzten Alter nach zwei Monate alt, das ihnen im Sommer 1906 vor die Hintertür gelegt wurde, bekleidet mit einer Herrenweste und durch einen Zettel am Halse bezeichnet als »Jochim de Catt«? Da sie auch zu wählen hatten zwischen holländischen Wanderarbeitern als Eltern oder einem ungelenten Scherz, sei das Findelkind

einer evangelischen Taufe eher halbherzig unterworfen worden, mit der Folge, daß er bis zu seinem sechzehnten Lebensjahr, sei es nun in wechselnden Waisenheimen, bei Pflegeeltern oder auf dem Gymnasium, angesehen und benamst worden sei als »ein von de anderen«, selbst nachdem sein Vorname in den Papieren zur Person umgeändert erschien als »Joachim«, wobei dem Schreiber nun ein Erbarmen oder ein Bestehen auf Ordnung mochte die Feder geführt haben.

Immerhin sei dies die zweite Angabe zur Person gewesen, die er mit zwanzig Jahren, 1926, dem neunzehnjährigen Mädchen eröffnet habe, die und da sie ihm erschienen sei als für sein weiteres Leben bestimmt, leider auch hervorgekommen aus einer der erzprotestantisch berühmten Familien von Schwerin, wie immer verarmt, wie immer verwaist. Jedoch mehr als an seiner unsicheren Herkunft habe ihr gelegen an seinem ersten Eingeständnis, gleichermaßen einer Abweichung von herkömmlicher

Wesensart, und so sei denn von jenem Schild an seinem Hals in den mehr als zwanzig Jahren ihres benachbarten und gemeinsamen Lebens nie die Rede gewesen, weder versehentlich noch spaßhaft, und statt »Jochim« habe er von ihr »Joe« als Rufnamen bekommen und angenommen, dies aber wegen seiner damaligen Neigung zu angelsächsischen Redeweisen und Lebensarten.

Jedoch habe er dem jüdischen Fleck in seinem Leumund wiederum Vorschub geleistet, nämlich als er ihr sein erstes Versprechen wahr machte und zugleich mit einer philosophischen Dissertation ein literarisches Buch in die Öffentlichkeit setzte, 1931, ihr schon gewidmet auf dem ersten Blatt des Manuskriptes. Weil der eigene Name sich angelassen habe wie ein Pseudonym, habe er sich eins erfunden, ein mehrwertiges.

– »Joachim de Catt«, mir hätte der Name weiterhin eingeleuchtet, auch weil er einem niederdeutsch gebildeten Leser das Betra-

gen einer Katze ankündigte. Aber Katzen sind begabt, das zu versprechen stand einem Autor schlecht an; weiterhin klang de Catt nach preußischem Programm und Koketterie in einem, Schaden für den Roman. Wie es bei ersten Versuchen so gehen kann, erzählte er aus den Jugendjahren eines Waisenknaben auf dem mecklenburgischen Lande, von der Sucht seiner Vormünder, ihm die Hammelbeine der guten Sitte länger zu ziehen als einem anderen Kinde, vom Aufstand dieses Kindes gegen ihre Schicklichkeit; es waren Beschwerden vom vereinigten Bürgertum zu erwarten. Zum anderen hatte das Buch begonnen mit der Erziehungsgewalt eines verlotterten Gastwirtes, der war um 1930 Ratsherr geworden, für die Nationalsozialisten, so dachte er aus seinen Schulden zu kommen. Belesen wie er war, verschaffte er dem Gemeinwesen von Gneez für eine Weile den Beinamen des mecklenburgischen Schilda. Denn er führte die Bürger an in einem Feldzug gegen einen Bildhauer, der



der Stadt Gneez angeboten hatte, ihr possierliches Wappentier in einer Bronze zu verewigen. Alles was die Frick, Goebbels, Hitler gegen jenen »verjudeten« (leider berühmten) Künstler oder über arische Kunst je über die Lippen gebracht hatten, das führte dieser Stadtrat im Munde, im genauen Zitat, bis in die Grammatik hinein, jedoch in seiner urtümlichen Lautbildung. Es war demnach eine zweite Gruppe des künftigen Publikums bekannt, und es lag dem Verfasser von »Ein behütetes Schaf« daran, gerade diesen Leuten eine fortgesetzte Neckerei und Beobachtung zu versprechen. Also verfiel er auf eine Anleihe bei der Skatsprache, jenen Partner nämlich, der seine Karten als letzter ausspielt; »J. Hinterhand« nannte sich der Autor.

Leider sei ihm erst nach der Veröffentlichung aufgegangen, daß die nazistische Faktion des deutschen Lesepublikums mit der eigenen Sprache ebensowenig bekannt war wie mit den Vorschriften, nach denen

die österreichischen Behörden in den Jahren 1782 und 1783 den bei ihnen ansässigen Juden Familiennamen aufzwingen; H. L. MENCKEN nenne als Beispiel solche wie »Karfunkel« und »Veilchenduft«. So sei auf jenen Seiten der nationalsozialistischen Presse, wo sie ihre kulturpolitischen Analysen anbot, alsobald die Rede gewesen von dem »jüdischen Volksverhetzer J. Hinterhand«, dem sogar die Diskretion abgehe, seinen verräterischen Familiennamen zu verändern. So sei es fortgegangen anlässlich eines Bandes mit Erzählungen im nächsten Jahr, und lediglich eine süddeutsche Redaktion sei von Zweifel befallen worden, als sie dem Verriß eine fotografische Aufnahme des »jüdischen Nestbeschmutzers« beifügte. Denn »J. Hinterhand«, damals sechsundzwanzig Jahre alt, habe dem Wunschbild der Nazis von einem germanischen Jüngling so gleich gesehen, es müsse zum Weinen gewesen sein für jene Rassenforscher, deren Meßtabellen ausdrücklich verlangten nach einer Schädel-

form wie der seinen. Unter dem Bilde habe gestanden: »Der berüchtigte Mischling Hinterhand.«

Den Rest dürfte eine schriftliche Äußerung gegeben haben, die die etwas undeutsche Figur des Hitler, die etwas unheldische Figur des Goebbels und anderer Parteigenossen Auftreten verglich mit ihren eigenen Ansprüchen; die Ausbürgerung und die Aberkennung der deutschen Staatsangehörigkeit sei auf dem Fuße gekommen, schon 1933. Korrekt, wie eben Nazis seien in ihrer Wut, habe die Bekanntmachung gelaundet auf einen Menschen namens Joachim de Catt.

Die eingangs zitierte Skizze enthalte einen Fehler. Denn wie jeder Emigrant in den U.S.A. habe er erst nach fünf Jahren angestanden für die Einbürgerung, gerade er, nach der deutschen Kriegserklärung vom Dezember 1941 ein enemy alien . . . ein feindlicher Ausländer, der für alle Reisen über den Umkreis von New York hinaus eine Erlaubnis gebraucht habe vom district

attorney . . . von der Staatsanwaltschaft!  
Die korrekten Daten seien der Februar  
1944, für die Prüfung, und der August  
1944, für den Eid auf die Verfassung, weil  
die Staaten die Niederlage Deutschlands  
nunmehr hätten absehen können. Übrige-  
gens, als Dank an jenes Mädchen von 1926,  
habe er seinen Namen dabei ändern lassen  
in Joe Hinterhand, immer noch ohne Ah-  
nung, was er damit sich vorausgesagt habe.

Er bitte, drei Worte in diesem Punkt seiner  
Erwiderungen als bloß zeitgeschichtlich  
erforderliche anzusehen, auch als »Hilfs-  
worte« in einem anderen als dem gramma-  
tikalischen Verständnis, gänzlich unter  
Vorbehalt: Nationalsozialistisch, verjüdet,  
gemeinschaftlich.